

Anita Eichholz hat in ihrem schönen und kenntnisreichen Aufsatz über die Gründung des Waldorfschulvereins (in Heft 11 des „Schau dich um“) nicht nur der ältesten überlebenden Gründung auf anthroposophischer Grundlage in Wernstein ein Denkmal gesetzt – seit nun 44 Jahren arbeitet dieser Verein erfolgreich – sondern sie hat Karl-Ludwig von Künßberg auch die Möglichkeit gegeben, einmal von der Grundlage seines gesamten Impulses zu sprechen. Wörtlich: Unser Ideal einer „pädagogischen Provinz.“ Der Begriff stammt aus Goethes „Wilhelm Meister“. Sie erläutert: „Goethe entwickelt in diesem Roman das Bild einer erzieherischen Gemeinschaft...

In der gelebten Gemeinschaft werden die Schüler angeleitet zu Ehrfurcht vor Gott, den Mitmenschen, vor Leiden und Tod.“ Man darf dankbar sein, dass dies nun endlich einmal öffentlich ausgesprochen werden konnte.

Was noch nicht ausgesprochen ist, ist der Inhalt eines Briefes, den Baron von Künßberg bereits im Sommer des Jahres 1972 an die Behörden richtete und der (im wesentlichen) all die Einrichtungen als geplant nennt, die in der Folgezeit tatsächlich entstanden. Auch das kam erst viele Jahre später heraus, als die Verwirklichung bereits im vollen Gange war.

Dass ich an der Verwirklichung dieser Ziele, wenn auch unbewusst, einiges mitwirken durfte, erfüllt mich mit Dankbarkeit. Und davon soll dieser persönlich gehaltene Bericht handeln. – Dass in allem Erreichten natürlich nur ein schwacher Abglanz des Ideals zu finden ist, und dass Misserfolg oder gar Scheitern die ständig drohenden Begleiter solch bescheidener Versuche blieben, liegt einerseits in der Natur der Sache, andererseits in unseren menschlichen Schwierigkeiten. Aber das macht die Sache ja erst spannend.

Also hier sollte eine pädagogische Provinz entstehen!? Davon wußten wir nichts. Und kamen doch wie hierher geführt. Dass wir selbst es sein müssten, diese Gemeinschaft zu bilden, das lernten wir erst ein Jahr später, als wir, nur zu neunt statt in voller 12-Zahl, am 20. September 1979 die „Wernsteiner Gemeinschaft“ begründeten. Immerhin ergänzten drei anwesende Zeugen äußerlich die Zahl auf zwölf. So begannen wir – ein Kunstgriff des Schicksals – ohne einen Rückhalt in der Bevölkerung, ohne Geld oder gar Eigentum (so, wie heute die Flüchtlinge aus Syrien beginnen.). Nicht einmal der (oberfränkischen) Sprache waren wir mächtig, kamen aus Holland, Dänemark, Brasilien oder Schweiz und – Stuttgart. Aber wir fanden sofort Arbeit in Fülle – unbezahlte natürlich. Als erstes entstand aus dem alten verlassenen Gasthaus „Beim Bienlein“ ein Sommeraufenthalt mit 46 Betten und fließendem Wasser warm und kalt aus vielen Zapfstellen statt der vorher einzigen in der fast

schwarzen Küche, ihr Abfluss ging dazumal gleich nach außen, ums Hauseck und den Berg hinunter durch das große Tor... Also es entstand ein Jugendgästehaus, sprich „Schullandheim“. Aber schon ein Jahr später, am 16. September 1980, eröffneten wir zusätzlich im gleichen Haus „Unsere kleine Schule“. Und brüsteten uns, Deutschlands kleinste Zwergschule zu sein. Neun Schüler, drei Lehrer.

Vielleicht ist an dieser Stelle eine Korrektur nötig, wenn gesagt wurde, dass wir 'gar nichts' hatten. Wir hatten doch etwas. Nämlich eine Idee. Und um ehrlich zu sein, es war gar nicht unsere eigene. Es war ein Samenkorn aus dem weiten, fruchtbaren Feld des Kultur-Forschers und -Begründers Rudolf Steiner. Wir wurden die siebenundsiebzigste Waldorfschule. (Heute gibt es über 1250 solcher Schulen, weltweit. Jüdische Kinder wie palästinensische, indische wie Chinesen, australische wie Afrikaner gehen in die Rudolf-Steiner- oder Waldorfschule.) Und so war es kein Wunder, dass bald die oberfränkische 'Intelligenz', aber auch Menschen aus dem Volk oder Mittellose auf die Schule aufmerksam wurden, die kein Schulgeld nahm und staatliche Subventionen verschmähte. Wir arbeiteten aus Begeisterung für die Kinder und für eine bessere Zukunft. Wenn uns doch jemand Geld schenkte, kam es in einen gemeinsamen Topf, das Gemeinschaftskonto. (Natürlich hielten wir unsere Arbeit sowieso für unbezahlbar!) Aber anscheinend wirkte unsere Begeisterung ansteckend auf unsere Eltern: Ärzte, Zahnärzte, Rechtsanwälte, Notar, Gymnasiallehrer, Pfarrer („meine vier Kinder kriegt ihr!“), Apotheker, Mercedesvertreter oder Frau Burger, die alte Frau aus Kronach, die 33 Pflegekinder erzogen hatte und uns ihr letztes brachte. Im unverfälschten Kronacher Platt, selbst mit Doktoren und Adligen, redete sie Klartext. Wir standen stramm. Als wir 1978 nach hier kamen, fanden wir keinen Kindergarten mehr vor. Hauptsächlich aus Personalschwierigkeiten hatte er seine Tätigkeit einstellen müssen. Eine Wiederbelebung wurde uns von den Behörden versagt: wegen fehlender Fördermittel durch die lange Unterbrechung, und wegen „fehlendem Bedarf“. - Wir gründeten erst 1980 mit der Schule einen nicht staatlich geförderten neuen Kindergarten, der bald mit bis zu drei Gruppen florierte und heute ein eigenes Haus am Ortsausgang von Veitlahm besitzt plus Extragebäude für die Kindertagesstätte.

Wem sich hier zeigt, dass wir geradezu einen ideell besetzten Ehrgeiz hatten, unsere kulturellen Einrichtungen ohne staatliche Hilfe aufzubauen, dem soll doch einmal ganz ausdrücklich und aus dankbarem Herzen ausgesprochen werden, dass es mehrfach ganz unerwartet einzelne Regierungspersonlichkeiten waren, die uns Wege ebneten, ohne die wir unsere Vorhaben keineswegs hätten öffentlich-rechtlich verankern können. Dafür brauchen wir den Staat. Nicht für die Erziehung.

Es kamen nicht nur Eltern aus dem Kulmbacher Raum, sondern aus ganz Oberfranken. Die Coburger, Bayreuther Eltern ließen sogar eigene Busse fahren. Und am Wochenende kamen die, die eine 60- oder 70-Stunden-Woche hinter sich hatten, begeistert zum Ausbau immer neuer Häuser, die sie gespendet oder angemietet hatten, um für die wachsende Schule Raum zu schaffen. Freundschaften entstanden, die bis heute dauern. Viele ihrer damaligen Kinder sind heute schon wieder selber Schülereltern ...

Wie gerne schildere ich diese Zeit, weil sich zeigt, welches Kräftepotenzial in einer Menschen-gruppe sich entfalten kann, wenn sich ihr Herz für eine Idee entzündet hat.

Dank der sofortigen Bereitschaft der Mitglieder des Waldorfschul-Vereins, die Eltern der neu gegründeten Schule bei sich aufzunehmen, entstand eine Schulgemeinschaft, der wir 1990/91 die voll ausgebaute Waldorfschule schuldenfrei übergeben konnten.

Eine „pädagogische Provinz“ besteht natürlich darin, dass sie nicht nur aus einer Schule besteht. Sie muss erwachsen aus einer lebensvollen Vielheit zusammen arbeitender Menschen oder gar Unternehmen. So hatten wir schon ab 1985 mit einer eigenen Landwirtschaft beginnen können, just in dem Moment, als der biologisch-dynamische („Demeter“-) Impuls von Schloss Wernstein nicht weitergeführt werden konnte. So war zwar nicht der jahrzehntelang vorbereitete Boden zu retten, aber wenigstens der Demeter-Kulturimpuls konnte ohne Unterbrechung weiter gesunde, ja gesundende Früchte der Erde den Schülern zugute kommen lassen. Die Eltern kauften sie in „Unserem kleinen Laden“, der unter den schöpferischen, immer fleißigen Händen von Ungers zu einem erstaunlich vielseitig sortierten Laden, ja durch die künstlerische Ideenvielfalt von Gisela Unger zu einem kleinen Schmuckstück sich entwickelte, das auch aus immer weiteren Kreisen die Kundschaft zu uns ins Dorf zog. Bis heute, inzwischen ist längst ein Café hinzugekommen, wird das Demeter-Brot aus der Hofbäckerei, Quark, Milch, Käse und Eier vom Hof im Laden verkauft oder in Selbstbedienung (7mal 24 Stunden geöffnet pro Woche) bei der Käserei abgeholt. Laden und Café schafften also zusätzlich viele Kontakte zu Dorf und Umgebung. Vielfältige Kontakte über Musik, Gesangsverein, Kirche, Feuerwehr zeigen, wie integriert die Initiative inzwischen ist. Aber 30 Jahre, eine Generation, hat's gedauert ... Der Oberfranke ist kein Luftikus. Er prüft lange, sehr lange. Aber dann, wenn's gut geht, empfindet er einen als dazugehörig.

An dieser Stelle muss ich, Reinhart Engelen, vielleicht auch einmal ein Geständnis machen. Ich war gar nicht hierher gekommen, um Schule zu halten. Schon als 19-jährigem hatte mich eines späten Abends die „Lebensaufgabe“ überfallen: Ich muss ein anthroposophisches Männergefängnis gründen! Gesagt, getan!? Ich merkte bald, dass ich keine Ahnung hatte, wie das gehen sollte. Ich müsste noch viel lernen! Bis zu meinem 40. Geburtstag wollte ich mir Zeit geben. (Mit 40 werden die Schwaben sprichwörtlich gescheit!) Also noch 21 Jahre. Bis dahin: immer daran denken.

Aber mit 40 war ich eben erst in Wernstein angekommen. Ich musste doch wohl erst die nötige Struktur schaffen. Jahre vergingen, zweieinhalb Jahrzehnte. Gesprächskreise mit ungezählten Häftlingen in den JVA's Hof und Bayreuth. Bekanntschaften, ja Freundschaften mit Bediensteten, freiwilligen Betreuern. Und dann ging es plötzlich ganz schnell.

Der Richter fragt den Brandstifter: „Wollen Sie 2 Jahre 9 Monate ins Gefängnis oder 3 Jahre nach Wernstein?“ „Nach Wernstein.“ Das war der erste. „Wernstein statt Gefängnis“!

Es kamen dann noch zwei weitere hinzu, ein Sexualtäter und ein jugendlicher Raubmörder. Aber die hatten schon gegessen. Eine handfeste Gruppe. Mit ihnen musste nun gearbeitet werden. Von 8 bis 18 Uhr. Oft auch bis 22 Uhr. Dann mussten sie sich in ihren „Zellen“ (sie hatten den Schlüssel dazu!) selbst für die Nacht einschließen. Eine anstrengende Zeit? Zum Glück kam damals Maya-Namu Bergner von der dänischen Grenze dazu, die sich mit voller Kraft in das Projekt stellte. Wir merkten die Anstrengung kaum vor lauter Begeisterung darüber, wie sich die zerknitterten Seelen der Probanden wieder glätteten, entfalteten. Vormittags war richtiger Unterricht, nachmittags handfeste Arbeit. Dazwischen das Kochen. Eineinhalb Jahre hielten wir ohne freien Tag durch. In dem Erlebnis, etwas Sinnvolles zu tun. Die einfachsten Dinge mussten gelernt werden: Straße fegen; dass jeden Morgen die Sonne im Osten aufgeht, über den Himmel wandert; wie man zum Geburtstag gratuliert. Nach Verlauf eines Jahres konnten wir über die seelischen Skrupel der Goetheschen Iphigenie auf Tauris sprechen, das ganze Drama voller Teilnahme lesen. Natürlich auch Schillers „Räuber“. Als uns der letzte Spitzkohl aus dem Garten geklaut wurde, waren die Jungs fassungslos: „Was

sind das für Menschen, die so was tun!?"

„Wenn nur jeder 2000ste Baier sich einen Knackie unter die Flügel nähme, wären die Gefängnisse leer“, dachten wir zukunftsfröh.

Da passierte in Bayreuth das furchtbare Verbrechen. Die gesamte Justiz Bayerns erstarnte einen Moment vor Entsetzen. Bürger und Bürgerinnen auch. Und just in dieser Zeit wurde bekannt, welche Vorgeschichte die netten, hilfsbereiten jungen Männer hatten, mit denen man am Gartenzaun so nette Schwätzchen machen konnte. Wer will es verübeln, wenn fast die ganze Dorfbevölkerung ein Ende des Experiments forderte. Es war das Ende des Projekts. Wir konnten uns der Forderung nicht widersetzen und beendeten schweren Herzens diese Arbeit.

Voll Dankbarkeit blicke ich heute zurück und zähle diese Erlebnisse zu den nicht äußerlich, aber innerlich fruchtbarsten und beglückenden Zeiten meines Lebens.

Es hatte sich aber auch gezeigt, wie unabdingbar bei diesem Experiment die Existenz der „erzieherischen Gemeinschaft“ war. Ohne sie hätten wir beide zwar die alltägliche Arbeit sicherstellen können, aber eine soziale Reintegration wäre ohne die Mitglieder der Wernsteiner Gemeinschaft unmöglich gewesen. Vorurteilslos positiv standen sie um uns herum, luden die Probanden zu Geburtstagen und Veranstaltungen ein, in den Kreis der Familie oder zu Freunden. Nur so konnte das Erlebnis der Resozialisierung zünden, erübt und erfahren werden.

Inzwischen sind zwölf Jahre vergangen. Wie sehr haben sich die Zeiten geändert! Früher ausgegrenzte Randgruppen werden ins Bewusstsein genommen. Unzählige Ehrenamtliche nehmen sich der Sterbenden an, der Benachteiligten, der Asylanten, ganz gleich welcher Hautfarbe oder Religion (auch wenn man sich manchmal ein wenig vor ihnen fürchtet). Irgendwann werden vielleicht auch die Verbrecher mit ihren verkorksten Biographien entdeckt werden, als eine heilende, christliche Aufgabe der Zivilgesellschaft.

Also wir ohne Strafgefangene! Zum Glück ging uns die Arbeit nicht aus. Schon vorher hatten wir mit dem Bau von zwei größeren Gebäuden begonnen. Das eine (heute gelbe) Haus sollte alten Menschen, die Hilfe brauchen, Wohnung geben in neun Appartements, das andere (rote) Haus sollte dem „Handel & Wandel“ dienen.

Zwischenzeitlich war das Geld knapp geworden. Dann kam ein neuer Impuls, eine Art Wende: 2011 kam ein erfahrener Architekt und Künstler mit seiner Studententruppe. Sie spendierten uns die künstlerische Fertigstellung eines Saales im oberen Stock von 'Handel und Wandel'. Eine großzügige Stifterin aus Stuttgart trug die trotzdem noch auflaufenden 20Tausend an Materialkosten.

Aber auch menschlich begann so etwas wie eine Wende von der alten Gründergeneration zu jüngeren Menschen: Eine junge Gärtnermeisterfamilie begann mit dem bald sehr erfolgreichen Aufbau einer weiteren Demeter-Gärtnerei zu der bestehenden. Heute ist der allwöchentliche Gemüsestand vom Hof nicht mehr wegzudenken. Käufer werden zu Dauerkunden, manche Dauerkunden zu Freunden. Guten Gärtner-Rat und leckere Rezepte gibt es gratis dazu.

Und später, als unser „alter“ Landwirt Alwin Schneider, auf dem Höhepunkt seiner Außenwirksamkeit stehend, von „Ruhestand“ zu reden begann, kam tatsächlich eine junge Bauernfamilie zu uns, die so überzeugend wirkte, dass wir alle ihr die nun schon auf 30. Juni 2017 festgesetzte Hofübergabe von Herzen gönnen. Obwohl wir uns die Gemeinschaft ohne unseren Alwin Schneider und seine Frau Ulrike noch nicht recht vorstellen können.

Zwei Demeter-Gärtnereien, zwei Demeter-Höfe vor Ort neben all den anderen Initiativen, das ist eine schöne Bilanz für so ein kleines Dorf. Wie kann man versuchen, Zukunft zu sichern? Freilassend, natürlich, denn die eigentlichen Fortschritte werden oft von den Individualisten angestoßen, die sich nirgends einordnen lassen. Das ist wichtig.

Wichtig ist aber auch, wie man materielle Werte, die von Menschen für bestimmte Zwecke erarbeitet, geschenkt, gestiftet wurden, auf Dauer sichern kann. Darüber sollte nicht eine große, vielleicht oft wechselnde Vereinsmitgliedschaft entscheiden.

Wir ließen alles, was der landwirtschaftlichen Produktion dienen kann, bei dem Lebensraum-Entwicklungs-Verein. Wir überführten alle anderen Liegenschaften aus dem alten Verein in die neue Rechtsform einer „Stiftung“, deren Satzung wir den Vorschlägen der Regierung verdanken.

(Wer Genaueres wissen möchte, kann die Stiftungs-Broschüre telefonisch 09229 / 975120 oder persönlich anfordern.)

Wenn man bedenkt, dass wir mit Null angefangen haben, ist es erstaunlich, dass allein die ausgesonderten Realien einen Buchwert von gut einer Million aufweisen. Wie konnte solcher Wert entstehen? Natürlich nicht nur allein durch unsere Arbeit. Sondern weil immer wieder Menschen sich mit unseren Ideen und unserem Tun verbinden konnten und uns tatkräftig unterstützten.

So konnten wir es wagen, mit dem Bau der zwei relativ großen Gebäude am Ortsausgang von Veitlahm zu beginnen. Ohne „gesicherte Finanzierung“.

Am Tag der Stiftung leuchteten die beiden Häuser fertig gestrichen in Gelb und Rot. Als ob sie fertig wären. Im Innern blieb aber immer noch viel zu tun. Das packten wir gleich an, mit voller Kraft. Alle Dächer wurden seither sorgfältig isoliert, die Wände fast fertig verputzt, das dritte Bad installiert. Was noch bleibt, sind teilweise „große Brocken“: Die Heizungsanlage, die Elektro-installation, die Fußböden. Ist es unverantwortlich, trotzdem auf die Vollendung zu hoffen? - Wenn es um die Aufnahme alter Menschen geht, die vielleicht auch kein Geld haben? Bestimmt: nein!

Die russische Malerin Margarita Woloschin sagte mir in hohem Alter: „Ich muss einen Geld-Engel haben. Wann immer ich gar kein Geld mehr habe, kommt mir von irgendwoher Geld zugeflogen.“

Ich glaube inzwischen, sie hat recht. Den gibt's wirklich.

Reinhart Engelen